



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Litteratur.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Litteratur.

Politische Geschichte der Gegenwart. Von Wilhelm Müller, Professor in Tübingen.
XXI. Band. Berlin, J. Springer, 1888.

Es ist bei Besprechung dieses Werkes, das alle Jahre ein neues Glied ansetzt, wiederholt in diesen Blättern darauf aufmerksam gemacht worden, daß eine Geschichte der Gegenwart eigentlich ein Widerspruch ist, wenn Geschichte die wissenschaftlich beurteilte und geordnete Wiedergabe geschehener Dinge sein soll. Die Gegenwart wird niemals imstande sein, die Forderungen, welche die Wissenschaft an eine solche Arbeit stellt, zu erfüllen, sie wird niemals sich selbst erzählen und beschreiben können, wenigstens niemals genügend und für die Dauer. Sie wird immer, wenn derartige versucht wird, zu befürchten haben, durch die Zukunft in wesentlichen Stücken des Irrtums und der Unvollständigkeit geziehen zu werden, durch die Zukunft, welche durch Deffnung jetzt verschlossener Quellen und durch Beseitigung der Parteilichkeiten, die auch gute Augen verblenden, das rechte Verständnis der Ereignisse und der durch sie geschaffenen Zustände ermöglicht. Geschichte der Gegenwart schreiben nur die Zeitungen, und man weiß, was das für Geschichte ist. Indes richten sich solche Bemerkungen nur gegen den Titel derartiger Werke wie das vorliegende, und die Verfasser erheben wohl selbst nicht den Anspruch, als Geschichtschreiber betrachtet zu werden. Sie liefern, was sie können, Rückblicke, die, nach Zeitungsberichten zusammengestellt und vorzüglich für Zeitungsleser bestimmt, bis auf weiteres hinreichen, wenn sie mit Geschick angefertigt sind und nicht gar zu sehr die Farbe der Partei tragen, welcher der Verfasser angehört. Diese Eigenschaften lassen sich dem Sammelwerke nachrühmen, mit dem wir es hier zu thun haben. Der neue Band berichtet über das Jahr 1887, das zu den inhaltsreichsten Abschnitten unsrer Zeit zählt, namentlich, soweit es sich um das handelt, was uns am nächsten liegt. Die Auflösung des deutschen Reichstages, mit dessen aus Demokraten und klerikalen Reichsfeinden zusammengesetzter Opposition sich nicht mehr regieren ließ, der Umschwung, welchen die Wahl einer nationalgesinnten Mehrheit im Reichstage herbeiführte, die nun rasch erfolgende Erledigung der dringend notwendigen Militärvorlage, die Bewilligung der dazu erforderlichen finanziellen Mittel, das umsichtige und kraftvolle Auftreten des Reichskanzlers in den Parlamenten und in der Diplomatie für die Erhaltung des Friedens, der sowohl von Westen als von Osten her wiederholt gefährdet erschien, alles das lenkte die Aufmerksamkeit ganz Europas auf sich und trug erheblich dazu bei, die Verteidigungsstellung des Reiches zu verstärken und zu befestigen, und da das Reich zum Grund- und Eckstein des Weltfriedens geworden ist, so kann man das Jahr 1887 als Jahr der Beruhigung bezeichnen. Blicken wir auf die mit uns zur Erhaltung des Friedens verbündeten Mächte zurück, so hatte Oesterreich-Ungarn noch von der slawisch-magygarischen Hochflut zu leiden, welche von der Regierung entfesselt worden ist, ihr aber jetzt wohl in dem Lichte erscheint, in welchem der Zauberlehrling die von ihm gerufenen Geister zuletzt erblickte. Italien dagegen hatte mit den Verlegenheiten zu kämpfen, in die es seine Politik in Ostafrika verwickelt hatte. Rußland war ohne Erfolg im Innern mit der Ueberwindung finanzieller Schwierigkeiten, nach außen hin mit Versuchen beschäftigt, die Mißerfolge seiner Politik in den Balkanländern auszugleichen. Frankreich rückte, wie ihm mit seinem Parlamentarismus von Anfang

an geweißt worden ist, auch in diesem Jahre weiter nach links, es erlebte wieder ein paar Ministerkrisen und sogar einen Wechsel der Präsidentschaft. Das britische Reich mühte sich wie seit Jahren mit der brennend gewordenen irischen Frage ab, mit der auch die jetzt regierende konservative Partei nicht fertig werden kann, und suchte sich weiter gegen die Bedrohung Indiens durch Rußland zu rüsten. Ueber alles das und die kleineren Staaten berichtet der Verfasser, soweit sich nach verständiger Lektüre der Zeitungen berichten läßt. Gätten wir daran etwas anzusehen, so wäre es nur die Stellung, die er zu der in Bulgarien herrschenden Partei einnimmt und die kein Kenner der Verhältnisse als richtig bezeichnen kann.

Esther. Die semitische Unmoral im Kampfe wider Staat und Kirche. Von E. Radenhausen. Zweite Auflage. Leipzig, Thiele, 1888.

Diese Schrift unterscheidet sich von mancher andern verwandter Richtung dadurch, daß es dem Verfasser darum zu thun ist, die Bedingungen zu ermitteln, unter denen das Aufgehen der Juden in dem deutschen Volke möglich wäre. Er führt — leider ziemlich weitschweifig — den Nachweis, daß nicht die Religion Ursache der allgemeinen Abneigung gegen das Judentum ist, und daß nicht die „Unterdrückung im Mittelalter“ die dem Arier anstößigen Eigenschaften des Semiten verschuldet hat, daß vielmehr das Trennende und das für Staat und Kirche Gefährliche in sittlichen und rechtlichen Anschauungen liegt, die sich von den Tagen des Erzvaters Jakob her bis auf die unsrigen erhalten haben. Das sind nun zwar Wahrheiten, die nur der nicht sieht, der sie nicht sehen will. Doch ist es gegenüber der Einmütigkeit und Ausdauer, mit welcher Juden und Judengenossen in der Presse bemüht sind, den Sachverhalt zu verdunkeln, immerhin notwendig, die eigentümliche Moral der jüdischen Gesetze hervorzuheben. Radenhausen entnimmt die Beweisstellen dem Pentateuch und dem im sechzehnten Jahrhundert verfaßten Auszug aus dem Talmud „Schulchan Aruch.“ Bekanntlich wollen die Anwälte der Juden die Berufung auf den Talmud niemals zulassen, weil er in seiner echten Gestalt nichts Unmoralisches enthalte, die Zusätze solcher Natur aber nicht das Ansehen von Gesetzen oder Vorschriften genießen. Schulchan Aruch aber soll in vielen Auflagen verbreitet und seine Lehren sollen derart in das Volk gedrungen sein, daß ein Rabbiner selbst erklärt hat, es gebe nur noch Schulchan-Aruch-Juden, d. h. solche, die sich für Mitglieder eines auswählten Volkes halten u. s. w. Daß das nicht richtig ist, daß es überall Juden giebt, welche wenigstens einen großen Teil der nationalen Vorurteile abgestreift haben, das erkennt auch der Verfasser an; da sie jedoch durchaus in der Minderzahl sind, war es ein Irrtum der Gesetzgebung, die ganze Masse als emanzipationsreif anzusehen. Seine Vorschläge zur allmählichen Beseitigung des Mißstandes sind wenigstens zum Teil einer Erörterung wert. Nur fürchten wir, daß er sich gerade die wichtigste Maßregel als zu einfach vorstellt. Durch staatliche Anordnungen allein wäre selbstverständlich nicht zu helfen, das Judentum selbst müßte entscheidende Schritte thun. Deshalb wird S. 204 die Einberufung einer Versammlung aller Oberrabbiner und Thoragelehrten des deutschen Reiches gefordert zum Zwecke der Ausmerzung aller den Gesetzen des Staates und der (arischen) Moral widersprechenden Lehren des Talmud. Nun würden aber, soviel bekannt, die rechtgläubigen Juden irgend eine Reform nur anerkennen, wenn diese von einem Sanhedrin nicht eines, sondern aller von Juden bewohnten Länder beschloßen wäre. Um sich darüber hinwegzusetzen, müßten also die Juden Deutschlands sich von dem internationalen auf den nationalen Standpunkt begeben, sie müßten in Wahrheit werden, was sie wohl gelegentlich zu sein be-

hauften: jüdische Deutsche anstatt deutschsprechende und in Deutschland lebende Juden. Das ist schwer denkbar, wie jeder unbefangene Beurteiler zugeben wird. Seit einem halben Jahrhundert oder länger giebt es ja ein Reformjudentum, allein dessen Anhänger gelten der großen Masse als Abtrünnige, sind ohne Einfluß auf diese. Ebenso scheint der Verfasser bei seinem günstigen Urteil über Mischehen die weitreichende Vererbung semitischer Eigenschaften, die ihm nicht unbekannt ist, außer Rechnung gelassen zu haben, sowie eine Zusammenstellung der Verteilung der jüdischen Rasse in Europa (wobei sich folgende Reihe ergibt: England [0,12 Prozent der Gesamtbevölkerung], Italien, Frankreich, Schweiz, europäische Türkei, Deutschland [1,27 Prozent], Niederlande, Rußland, Oesterreich-Ungarn, Rumänien, Russisch-Polen, Galizien [14,60 Prozent]) doch wohl auf der Statistik der Bekenntnisse beruht und daher nicht genau sein kann. Von Staat und Gemeinde fordert Kadenzhausen u. a. als Schutzwehren Beaufsichtigung der jüdischen wie anderer Schulbücher; Unterjagung der Verwendung christlicher Arbeiter und Arbeiterinnen in jüdischen Geschäften, Fabriken und Haushaltungen; Bestrafung aller Spielgeschäfte; Nichtzulassung zu deutschen oder gar christlichen Eiden; Unterdrückung der Pfandgeschäfte im fünfmeiligen Umkreise eines öffentlichen Pfandleihhauses, beziehentlich Auferlegung derselben Bedingungen, welche für die letztern gelten; Beschränkung der gerichtlichen Befugnisse, Beschränkung der Einwanderung.

Zur Geschichte der russisch-österreichischen Kooperation im Feldzuge von 1759. Von Thilo von Trotha. Hannover, Helwingsche Buchhandlung, 1888.

Ein wertvoller Beitrag zur Geschichte des siebenjährigen Krieges, verfaßt auf Grund bisher noch unveröffentlichter russischer Dokumente, die Oberst Maßlowski als Beigabe zu seinem groß angelegten Werke „Die russische Armee im siebenjährigen Kriege“ vor kurzem herausgegeben hat, und die in der hier vorliegenden Bearbeitung derartig gruppiert sind, daß sich daraus ein übersichtliches Gesamtbild der großen Operationen dieses Feldzuges ergibt. Wer mit den Vorgängen desselben einigermaßen vertraut ist, wird sein Urteil über sie in wesentlichen Beziehungen geklärt und berichtigt finden, wenn auch nicht in dem Anfange und zu dem Grade, den der russische Herausgeber im Auge hat. Maßlowski lehrt uns die Verhältnisse, unter denen die russische Armee im Verein mit der österreichischen wirkte, vollständiger kennen, er weist darauf hin, daß die politische und strategische Lage der beiden verbündeten Mächte sehr verschieden war, und zeigt, daß die russischen Generale Ursache hatten, den Oesterreichern mit Mißtrauen zu begegnen. Daraus erklären sich nach ihm der ganze Gang des Krieges und viele einzelne Ereignisse. In den ersten Jahren der gemeinsamen Kriegführung blieben alle Versuche der Wiener Diplomatie, die russischen Heerführer unter österreichische Leitung zu bringen, erfolglos, die Russen operirten selbständig und lösten die ihnen gestellten strategischen Aufgaben trotz einzelner Unfälle befriedigend. Im Jahre 1759 aber erreichte Kaunitz sein lange erstrebtes Ziel, einen beträchtlichen Teil der russischen Streitkräfte dem Oberbefehle des Grafen Daun unterzuordnen: die ganze Armee Saltykows stand völlig diesem zur Verfügung. Auf blutigem Wege, nach zwei großen Siegen (bei Kay oder Züllichau und bei Kunersdorf) vereinigte sie sich mit den Oesterreichern; statt nun aber durch eine letzte gemeinsame Anstrengung den Gegner vollständig niederzuwerfen, begnügte man sich mit einigen Hin- und Hermärschen, der geniale königliche Feldherr ging aus verzweifelter Lage siegreich hervor, und die Geschichte verwies Saltykow in die Reihe der unfähigen Generale. Maßlowski erblickt darin eine auf durchaus falscher Auffassung beruhende Ange-

rechtigkeit und legt, um auch andre zu seiner Ueberzeugung zu bringen, seine Dokumente vor, die hauptsächlich in vertraulichen Weisungen und Berichten bestehen. Er will damit darthun: 1. daß der spät erfolgende Beginn der Operationen durch den langsamen Gang der Verhandlungen über den gemeinsamen Feldzugsplan verschuldet worden sei, 2. daß Daun von Anfang an sich bemüht habe, die russische Armee im einseitigen Interesse Oesterreichs auszunutzen, 3. endlich, daß es unbegründet sei, wenn man Salthkow die Schuld daran beimesse, daß nach der Schlacht bei Kunersdorf Preußen nicht gänzlich niedergeschlagen wurde. So interessant und dankenswert vom unparteiischen Standpunkte der Kriegswissenschaft die Gabe des russischen Obersten ist, wird er doch schwerlich bei Sachkennern seine Absicht erreichen, die russische Kriegführung jenes Jahres ganz zu rechtfertigen oder gar zu verherrlichen. Der eigentliche Wert seiner Mitteilungen liegt überhaupt nicht in thatsächlichen Angaben über ausgeführte Operationen und Aktionen, sondern darin, daß sie uns Einblicke in die Vorgeschichte und Entwicklung verschiedener Entschlüsse gestatten, die von den obern Heeresleitungen gefaßt wurden.

Friedrich Rückert. Vortrag gehalten in Weimar am 16. Mai 1888 von Bernhard Suphan. Weimar, Böhlau.

Wir werden nachgerade daran gewöhnt, den poetischen Geist nur in Jahrhundertfeiern bei uns wiedererstehen zu sehen. Leider geschieht dies zum großen Teil in der Tagespresse, deren weit geöffnete Spalten selbst den ihr so wenig gemäßen Einsiedler von Neuses merkwürdig umgänglich und allerweltsinteressant gefunden haben. Das trägt nicht dazu bei, die Wirkung eines Denkmals, das diesen Namen verdient, zu erhöhen. Bei der Betrachtung eines solchen, wie des vorliegenden, stört wirklich nur der Gedanke, daß es nicht möglich ist, die so vielfach geteilte Aufmerksamkeit auf die wirklich Berufenen zu vereinigen. Als Hüter des Goetheherkes in Weimar hat Suphan Gelegenheit genommen, den Begleitbrief zu den „bftlichen Rosen“ mitzuteilen, mit dem sich Rückert im Jahre 1827 Goethe vorstellte, ein Schriftstück, bescheiden, stolz und voll ruhigen Selbstgefühls, wie der vorangehende Vortrag den kindlichen Weisen, den unbekümmert für sich selbst dachtenden Besvriuosen schildert.

Des Lebens Kleinigkeiten. Bilder und Typen aus dem russischen Leben von N. Schtschedrin (N. S. Salthkow). Autorisirte Uebersetzung von Johannes Eckardt. Hamburg und Mitau, Behres Verlag, 1888.

Es wird jetzt sehr viel aus dem Russischen übersetzt; die großen Geister Turgenjew, Tolstoi, Dostojewski haben den andern russischen Dichtern Eingang auch in Deutschland geschafft, und von Zeit zu Zeit wird ein neues russisches Genie entdeckt, damit die Uebersetzer zu thun haben. Die Bedingung des Erfolges eines fremden Schriftstellers wird aber dabei nur zu leicht übersehen, und daher kommt es, daß jene neuen Entdeckungen wieder bald verschwinden und ihr Werk, mag es in der Heimat noch so berühmt sein, in der Fremde nicht Wurzel fassen will. Diese Bedingung besteht aber darin, daß der Verfasser neben seiner politisch kühnen Gesinnung und neben seinem Mute, dem Absolutismus zu opponiren, auch noch rein dichterische Eigenschaften besitze, die allein ihm in der Fremde Leser zu schaffen imstande sind. Dostojewski hätte politisch noch so interessant sein können, die deutschen Romanleser hätten sich sicherlich wenig um ihn gekümmert, wenn er nicht das dichterische Talent wäre, das man überall bewundern muß, und so erging es mit Turgenjew, mit Tolstoi, wogegen Gontscharow nicht durchgegriffen hat, noch

weniger Fürst Meščerski u. a. m. Wir fürchten, es wird ebenso mit Schtschedrin gehen. Er ist ohne Zweifel ein interessanter Schriftsteller, wert genug, daß man ihn kennen lerne, aber wichtig doch nur für den Kreis derjenigen Leser, die sich überhaupt für russische Kultur- und Litteraturzustände interessieren. Hat der Uebersetzer auf ein größeres Publikum gerechnet, so wird er wahrscheinlich Enttäuschungen erleben. Denn — wenigstens nach diesem einen, seinem jüngsten, auch erst 1887 in Rußland erschienenen Werke zu urteilen — Schtschedrin ist nichts mehr als ein guter, realistischer Feuilletonist, der die short story pflegt, politische Spizen hinter seiner scheinbar rein der Beobachtung gewidmeten Darstellung verbirgt, aber größerer poetischer Kraft entbehrt. Pikant berührt die nur zwischen den Zeilen verratene Opposition gegen den büreaukratischen Absolutismus, der Rußland zu Tode regiert. Aus all seinen Bildern spricht der tiefe, unsäglich Schmerz über die trostlose Lage seines Volkes, das von oben keinerlei Impuls zum Fortschritt und in sich selbst, überlassen seiner Trägheit und Trunksucht, auch keine Kraft zur Erhebung aus der tiefen sittlichen und materiellen Not findet. Diese Liebe Schtschedrins adelt einigermaßen die trostlosen Bilder der Armut und Verlotterung, der Charakterlosigkeit und Rohheit, die er von Stadt- und Landbewohnern Rußlands entwirft. Sonst spräche die bare Verzweiflung aus diesen Skizzen, umso furchtbarer und aufreizender, als Schtschedrin ein Erzähler von großer Objektivität ist, der sich jeder Glossie enthält, mit klarer Einsicht die Thatsachen aneinanderreihet und für sich sprechen läßt. So führt er uns den „arbeitsamen“ Bauer vor, der mit aufreibender Lebensarbeit es doch zu nichts mehr bringen kann, als seiner Tochter ein Rattunkleid und einige Rubel Aussteuer mitzugeben; den Dorfpriester, der so wenig Einkommen hat, daß er sich nicht satt essen kann und seine Kinder mit Kummer und Not in der Stadt erziehen läßt u. dergl. m. Am liebsten verweilt Schtschedrins Phantasie in der Zeit des Regierungsantrittes Kaiser Alexanders II., der die Bauern emanzipirte und die Leibeigenschaft aufhob. Zunächst wurde dem Volke ein zweifelhafter Dienst erwiesen. Es war zur freien Arbeit ja noch gar nicht erzogen worden! Der Bauer befand sich als leibeigneter Sklave, für den sein Herr die Nahrung besorgte, besser, denn als freier Mann, der selbst nach Arbeit und Verdienst suchen mußte. Und der Gutsherr seinerseits mußte zunächst lernen, nicht mit Fronarbeitern, sondern mit Knechten zu wirtschaften, die mit barem Gelde bezahlt werden sollten, worauf er auch nicht eingerichtet war. Das alles brachte die Verhältnisse in eine ungeheure Verwirrung, und in dieser blieb Schtschedrins Phantasie pessimistisch stecken. Ob Ordnung seitdem eingetreten ist oder nicht, erfahren wir aus seinen Skizzen nicht. Eine unerquickliche Art von Poesie demnach, aber freilich auch eine echt russische, denn sie wühlt im eignen nationalen Schmerz, hält die Wunden offen und verzweifelt an der Möglichkeit, jemals einen Arzt dafür zu finden.

Der Hahnrei. Roman von Fedor Dostojewski. Deutsch von August Scholz. Berlin, S. Fischer, 1888.

Dostojewski, dem psychologischen Kriminalisten von „Kaschnikow,“ dem mystischen Religionsphilosophen der „Brüder Karamasow,“ dem tiefsinnigen Grübler und Dialektiker, auf den Pfaden der humoristischen Erzählung zu begegnen, dürfte vielen Lesern, die sich für ihn interessieren, überraschend sein. Und doch muß man den kurzen Roman „Der Hahnrei,“ der uns jetzt durch die bewährte Uebersetzungskunst von August Scholz vermittelt ist, als humoristische Erzählung bezeichnen, wenn auch die Heiterkeit darin nur an einigen Stellen ganz ungebunden durchbricht, da

der russische Dichter die schweren Fesseln seines vielgeprüften Gemütes nicht ganz abzustreifen vermocht hat. Der „Hahnrei“ ist eine Charakterstudie. Dostojewski stellt in Pawel Pawlowitsch Trussozki einen zum Hahnrei von Haus aus geschaffenen Menschen dar: das ist doch wahrlich ein humorvolles Problem. Trussozki hat lange Jahre mit seiner Frau in der Provinz, als Staatsbeamter, bescheiden aber sicher versorgt, dahin gelebt; der Pantoffel, unter dem er stand, war ihm gerade recht, denn er ist eine unselbständige Natur und bedarf der Stützen, um sich anzuschmiegen und sich leiten zu lassen. In seiner ganzen Ehe merkte er nicht, daß seine Frau nach einander verschiedene Liebhaber hatte; ja sein Töchterchen Wisawetta hat einen Fremden zum Vater. Erst nach dem Tode seiner Frau merkte er den Betrug, unverbrannte Briefe wurden zu Verrätern. Gemein, wie er ist, will er sich zunächst durch eine zügellose Genußsucht in Petersburg für die langjährige Abhängigkeit rächen. Sein Kind behandelt er in der rohesten Weise. Und nun ein feiner Kunstgriff Dostojewskis: in der Residenz kommt Trussozki mit Welttschaninow, gerade jenem Liebhaber seiner Frau zusammen, der in Wahrheit Wisas Vater ist. Die ganze Handlung des Romans beschränkt sich nun eigentlich auf das Gegenspiel dieser zwei grundverschiednen Männercharaktere. Welttschaninow, der leichtlebige Weltmann von der Zehe bis zum Scheitel, elegant, gewinnend, ohne Absicht die Weiber fesseln, Trussozki ungeschickt, brutal, täppisch, lächerlich. In der feinsten Weise wird die Handlung mit der Schilderung hypochondrischer, reuevoll selbstquälerischer Stimmungen bei dem leichtlebigen Welttschaninow eröffnet: der echte Dostojewski! Nur diese Hypochondrie des einen ermöglicht nämlich überhaupt den Verkehr zwischen beiden Männern. Dann die tragische Episode von Wisas Tod in den Armen des tief erschütterten, reuevollen Welttschaninow — ein Glanzpunkt. Dann die burlesk-brutalen Versuche Trussozkis, sich an dem einstigen Räuber seines Eheglückes zu rächen: kriminalistische Lieblingsmotive des Dichters. Den Höhepunkt erreicht die ergötzliche Komödie darin, daß Trussozki eben denselben Welttschaninow dazu preßt, ihm bei der Wahl seiner neuen Ehefrau behilflich zu sein. In dem heitern Wilde russischen Familien- und Mädchenlebens kommt der Kontrast der beiden Männer zur vollsten Geltung. Dostojewski schließt damit, daß er beide einige Jahre später zufällig einander begeben läßt: Trussozki hat eine junge schöne Frau, die einen verliebten, hübschen Leutnant mit sich schleppt und in aller Eile auch mit dem ritterlichen Welttschaninow kokettirt, den ihr sogenannter Gatte aufs angelegentlichste einlädt, ihn zu besuchen. Welttschaninow thut aber nicht mehr mit und fährt weiter — andern Abenteuern nach, denn alle Hypochondrie ist von ihm gewichen.

Neue Kartenwerke. Zu empfehlen sind für Militärs zwei in Artarias Verlag zu Wien soeben erschienene Kartenwerke: „Dislokationskarte der russischen Armee im europäischen Reichsteile nebst tabellarischer Uebersicht der Ordre de Bataille und der Armeeverhältnisse im Frieden, in der Mobilisierung und im Kriege“ und „Universal-Administrativkarte der österreichisch-ungarischen Armee mit der Einteilung des Reiches in die Territorial- und Ergänzungsbezirke des k. k. Heeres und der Kriegsmarine.“ Der letztern Karte ist eine Uebersicht über die regelmäßigen Ergänzungen an Truppen beigegeben, welche die bestehenden Stellungsbezirke Oesterreich-Ungarns für das stehende Heer, die Kriegsflotte, die Landwehr und den Landsturm zu leisten haben.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. G. Wustmann in Leipzig (in Vertretung).
- Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.